Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 100. Bromberg, den 26. Juni 1925.

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von **Rudolf Paul**.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

7. Kapitel.

Neue Rätsel.

Noch am selben Abend ließ sich Gebhardt den Delinquenten vorführen. Es war ein sehniger, hagerer Mann von unverkennbar oberbayerischem Typus und mit unverfälschtem bayerischen Dialekt. Miene und Haltung zeigten deutlich Schuldbewußtsein. Noch ehe ihn Gebhardt befragte, stieß er hervor. „Ich habe das Ding genommen, aber ich bin nicht der Mörder, Herr Kommissar.“

Gebhardt nahm diese bei erwischten Verbrechern häufige Form der Ausrede gleichmütig hin und begann das Verhör. Daraus ergab sich folgendes Bild.

Obermeyer stammte aus den Alpen, wo er sogar noch Anspruch auf einen Teil des väterlichen kleinbäuerlichen Besitzes hatte. Nach dem Krieg hatte die Vermittlung eines Feldzugskameraden ihm den Posten eines Dieners am Ägyptologischen Institut in Leipzig verschafft, was Obermeyer bei dem den meisten Bauern eigenen Zug nach der Großstadt zunächst für einen besonderen Erfolg hielt. Die Großstadt, in der es indessen weder Bier noch Kalbshaxen nach dem Geschmack des in diesen Traditionen aufgewachsenen Obermeyer gab, enttäuschte ihn jedoch mehr und mehr. Aber er scheute den Spott der Dorfgenossen, wenn er zurückkehrte, ohne sein Glück gemacht zu haben, und hielt weiter aus, ohne eigentlich sich klar zu sein, worauf er noch wartete.

Dr. Wolters — oder den, der dafür galt — kannte er gut, da Wolters ja im Ägyptologischen Institut arbeitete. Er besorgte ihm auch oft Materialien und Bücher in seine Wohnung, so daß er die Gewohnheit angenommen hatte, auf dem Weg von seiner Behausung draußen bei den Gohliser Kasernen in die Stadt oder zur Straßenbahn durch die Fuldastraße zu gehen. Am Abend des 12. Februar, dem gleichen Abend, an dem Fräulein Linder die entscheidende Auseinandersetzung mit Wolters hatte, hatte er mit Bekannten in der Gegend des Hauptbahnhofs beim Bier gesessen und eins über den Durst getrunken. Er entsann sich jedoch noch, daß es ½12 Uhr schlug, als er auf dem Nachhauseweg an der Nordkirche vorbeiging. Wie gewöhnlich nahm er seinen Weg durch die Fuldastraße. Die Fenster der Wohnung des Dr. Wolters waren dunkel, aber es fiel ihm auf, daß trotzdem und trotz der frostigen Nacht das Fenster des letzten Zimmers weit offen stand. Ihm fiel ein, daß in diesem Zimmer der Kasten mit Ausgrabungsobjekten stand, den er selbst wenige Tage zuvor nach dem Vortrag des Dr. Wolters hierhergebracht hatte. Trotz seiner bierseligen Stimmung kamen ihm Bedenken wegen Diebsgefahr, und er klopfte leise mit dem Stock an das Schlafzimmerfenster des Privatdozenten. Nichts rührte sich.

Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er hatte ja selbst den Vortrag des Dr. Wolters mit angehört und wußte, wenn es ihm auch unverständlich war, von der Platinkugel. Er wußte auch, daß Platin wertvoller war als Gold. Wie nun, wenn er sich in den Besitz der Kugel brachte und sie verkaufte? Er wäre ein gemachter Mann gewesen und hätte sich vielleicht zu Hause einen eigenen Bauernhof kaufen können. Scheu sah er sich um. Kein Mensch war in der Nähe. Dem geübten Bergkraxler war es ein Leichtes, durch das offene Fenster einzusteigen. Der Kasten stand gleich am Fenster, wo er ihn selbst hingelegt hatte. Er öffnete den ihm wohlbekannten Verschluß, der übrigens nur aus zwei Haken bestand, nahm die Kugel heraus, steckte sie ein, schloß den Kasten und war mit einem Satz wieder draußen.

Alles war still wie zuvor. Er lief nach Hause, und erwachte am anderen Morgen spät mit wüstem Kopf und peinigenden Gewissensbissen. Fortwährend dachte er darüber nach, wie er wohl seinen Schritt rückgängig machen konnte, etwa die Kugel heimlich zurücklegen, oder gar Wolters alles zu gestehen. Als er gegen 8 Uhr abends, immer noch unschlüssig, auf dem Heimweg durch die Fuldastraße kam, erfuhr er von Bekannten, daß Wolters' Wohnung versiegelt und Polizei dagewesen sei.

Am anderen Tag las er die Einzelheiten in der Zeitung. Er begriff sofort, daß er als Mörder in Verdacht kommen würde, wenn er jetzt noch mit einem Geständnis seines Diebstahls herauskäme. Als aber Tag um Tag verging, ohne daß er von der Platinkugel etwas hörte, nahm er an, der Diebstahl sei noch gar nicht entdeckt. Er zerschlug die Kugel mit einem Hammer, schmolz die Bruchstücke mit einer Lötflamme notdürftig zusammen und suchte das Ganze als Silber zu verkaufen, da er immerhin fürchtete, durch Angebot von Platin Aufsehen zu erregen.

Gebhardt hatte im Verlauf des Verhörs immer mehr und mehr das Fragen eingestellt und Obermeyer reden lassen, dem das Erzählen eine sichtliche Erleichterung war. Der Kriminalkommissar konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Mann vor ihm in seiner ungeschickten, aber die innere Erregung verratenden Redeweise die Wahrheit sprach, und sträubte sich doch dagegen, die Lösung des Rätsels und die Entdeckung des Mörders wieder zweifelhaft werden zu sehen. Er befragte Obermeyer von neuem peinlich über alle Einzelheiten der Mordnacht. Obermeyer blieb genau bei seinen ersten Angaben, insbesondere beteuerte er hoch und heilig, nur das Kabinett der Wohnung des Dr. Wolters vom Fenster aus betreten und sich dort kaum eine halbe Minute aufgehalten zu haben. Von Wolters habe er nichts gehört, noch gesehen, geschweige denn, ihm etwas angetan.

Gebhardt dachte nach. Halb mechanisch stellte er noch die Frage: „Und wo haben Sie den Inhalt der Platinkugel?“, während er darüber nachgrübelte, was wohl in der Wohnung des Dr. Wolters von dreiviertelelf bis dreiviertelzwölf Uhr nachts geschehen sein könnte. Um so unerwarteter war ihm die Antwort Obermeyers:

„Die Kugel war leer; ich weiß, der Dr. Wolters hat gesagt, es soll Blei drin sein und so ein neumodisches Zeug. Aber es war nichts drin. Und sie kam mir auch viel leichter vor als früher.“

Das war eine neue Überraschung und ein neues Rätsel, wenigstens, wenn Obermeyer die Wahrheit sprach. Gebhardt kam in den Sinn, daß die Untersuchung Dr. Hildebrandts hierbei vielleicht etwas Klarheit würde schaffen können. Er erhob sich und ging einige Male auf und ab. Aber er kam nicht zu klaren Schlüssen. Ziemlich mißmutig ließ er den Verhafteten abführen und beschloß, erst einmal den Befund der Hildebrandtschen Untersuchung abzuwarten.

Aber dieser Befund, den ihm Dr. Hildebrandt am nächsten Tag vortrug, während Riehl, wie bisher meistens, stumm zuhörte, brachte keine Klärung, sondern ein neues Rätsel. Hildebrandt bestritt entschieden, daß die Herrn Vortrefflich verdankte Beute identisch sei mit der Platinkugel des alten Ägypters. Wohl handele es sich bei dem untersuchten Metall um Bruchstücke einer Hohlkugel. Aber es sei bei der

unvollkommenen Einschmelzung noch nachweisbar, daß diese Kugel ein wenig kleiner und viel dünnwandiger gewesen sei als die erste. Auch habe die echte Kugel aus fast reinem Platin bestanden, während das von ihm untersuchte Platin eine Beimischung von Silber enthalte, wie das, bemerkte Dr. Hildebrandt, öfters bei den Produkten einiger rückständiger Platinwerke des Urals der Fall sei.

Also die echte Platinkugel war es nicht. Obermeyer hatte ungefragt zugestanden, eine Platinkugel in der Wohnung des Dr. Wolters gestohlen zu haben. Dieser aber fehlte nach Angabe des Obermeyer der kostbare Inhalt. Gebhardt stellte die Vermutung auf, Wolters selbst habe die Kugel vertauscht. Aber dann hätte die echte Kugel sich finden müssen. Eine Beseitigung dieser Kugel etwa in betrügerischer Absicht durch Wolters war unwahrscheinlich, da er ja mit Hildebrandt schon die Untersuchung verabredet hatte und hoffte, sich mit dieser Entdeckung einen Namen zu machen.

Nach einer stummen Pause begann Gebhardt:

„Setzen wir einmal voraus, sowohl die Angaben des Fräulein Linder, als die Obermeyers seien in allem exakt. Dann haben wir für die kritische Stunde der Nacht vom 12. bis 13. Februar folgenden Tatbestand: Um dreiviertelelf verläßt Fräulein Linder das Haus, während sich Dr. Wolters in seinem Schlafzimmer befindet. Es ist anzunehmen, daß Wolters später in sein Arbeitszimmer gegangen ist, und zwar, nach dem Zustand des Schreibtisches zu schließen, um unter dem Eindruck der Auseinandersetzung mit Fräulein Linder seine Papiere daraufhin durchzusehen, ob sie wohl etwas Verräterisches enthielten. Nach ärztlichem Gutachten ist Wolters etwa eine halbe Stunde darauf getötet worden. Um dreiviertelzwölf findet Obermeyer die Wohnung dunkel und ein Fenster offen. Redet Obermeyer die Wahrheit, so muß Wolters bereits tot in seinem Arbeitszimmer gelegen haben, als er den Diebstahl beging."

„Also," fiel ihm Riehl, anfangs etwas schüchtern, bald aber sicherer werdend, ins Wort, „war in der Zwischenzeit jemand da. Ein Selbstmord kann es nicht gewesen sein, man ordnet seine Sachen, wenn man Selbstmord begeht, und hinterläßt nicht aufgezogene Schubladen. Vor allem darf ich auf eines hinweisen: Jemand muß das Gas in Wolters' Zimmer ausgedreht haben. Es war dunkel, und Gas ist offenbar nicht ausgeströmt, wenigstens hätte dies auffallen müssen. Und diesen unbekannten nächtlichen Besucher müssen wir finden. Er ist der Mörder."

„Ausgezeichnet," sagte Gebhardt, halb achtungsvoll, halb spöttisch, „und haben Sie eine Spur?" „Ich denke, ja," lautete die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Walliser sprang fast von seinem Stuhl auf vor Erstaunen, dann sagte er:

„Jetzt ist mir alles klar. Als du gestern abend von Nasenschlitzen und Ohrenabschneiden sprachst, dacht' ich, 's sei 'ne Erfindung von dir, ein Weißer rächt sich nicht auf solche Art. Ein Indianer aber! Das ändert die ganze Sache!"

Während des Frühstücks wurde die Unterhaltung fortgesetzt und im Verlauf derselben erzählte der alte Mann, er und seine Söhne hätten, ehe sie zu Bett gingen, eine Laterne angezündet und die Stelle dort oben am Zaun gründlich nach Blutspuren untersucht. Die hätten sie zwar nicht gefunden, aber dafür ein dickes Bündel —

„E i n B ü n d e l ?"

Wenn diese Worte Blitze gewesen wären, sie hätten nicht mit größerer Plötzlichkeit Hucks erblaßten Lippen entfahren können. Seine Augen starrten weit geöffnet, sein Atem kam stoßweise, während er mit Zittern der weiteren Rede des alten Mannes harrte. Dieser stockte, starrte hinwiederum Huck an, drei, fünf, zehn Sekunden lang und sagte dann:

„Ja, ein Bündel Einbrecherwerkzeuge! Na, nu sag' aber 'mal, was mit dir los ist, Junge!"

Huck war in seinen Stuhl zurückgesunken, erleichtert und dankbar aufatmend. Der Walliser sah ihn lange aufmerksam an, dann bestätigte er nochmals:

„Ja, Diebswerkzeuge. Dir scheint ein Stein dabei vom Herzen zu fallen. Was hat dich denn aber so in Aufregung gebracht? Was hätten wir denn sonst finden sollen?"

Wieder saß Huck in der Klemme! Das forschende Auge ruhte auf ihm, — er hätte irgend etwas um eine annehmbare Ausrede gegeben. Nichts wollte ihm einfallen; der forschende Blick drang tiefer und tiefer, und eine sinnlose Antwort stieg in ihm auf — und da keine Zeit zum Überlegen war, so stieß er denn schwach hervor:

„Sonntagsschulbücher, — vielleicht."

Der arme Huck war zu befangen, um auch nur lächeln zu können, der alte Mann aber lachte, lachte aus vollem Halse, laut und herzlich, so daß alles an ihm vom Kopf bis zu den Füßen wackelte, und als er wieder zu Atem kam, meinte er, solch' ein Lachen sei wie bares Geld in der Tasche, denn es erspare einem lange Doktorsrechnungen. Dann fügte er bei:

„Armer, kleiner Kerl, siehst ganz blaß und angegriffen aus, 's scheint dir gar nicht wohl zu sein. Kein Wunder, daß du ein wenig faselig geworden und aus dem Gleichgewicht geraten bist. Wird schon wieder besser werden. Ruhe und Schlaf sollen dich schon auskurieren, denk' ich."

Huck ärgerte sich schwer bei dem Gedanken, solch verräterische Erregung gezeigt zu haben, denn es waren ihm schon damals, als er die Schurken bei dem Zaun der Witwe belauschte, Zweifel gekommen, ob das mitgebrachte Paket der Schatz sei. Doch war dies immerhin nur Vermutung gewesen, die jetzt erst zur Gewißheit wurde. Die Kiste war also noch an ihrem alten Platz, und nun war's eine Kleinigkeit für Tom, wenn die beiden Hallunken unter Tags eingefangen wurden, am Abend nach jener bewußten Nummer Zwei zu gehen und sich des Schatzes zu versichern. Alles schien herrlich im Zuge!

Gerade als das Frühstück beendet war, klopfte es an die Türe. Huck versteckte sich geschwind, denn es lag ihm gar nichts daran, mit den letzten Ereignissen in Zusammenhang gebracht zu werden. Der Walliser öffnete und ließ mehrere Herren und Damen herein, unter denen sich auch die Witwe Douglas befand. Dabei bemerkte er, daß noch andere Einwohner des Ortes truppweise den Hügel erstiegen, um sich den Schauplatz der nächtlichen Ereignisse zu besehen. Die Kunde von dem Vorgefallenen hatte sich also schon verbreitet.

Nun mußte der Alte den Besuchern die Geschichte der Nacht bis ins kleinste berichten. Die Dankbarkeit der Witwe Douglas für ihre Rettung machte sich in warmen Worten Luft.

„Verlieren Sie kein Wort weiter, Madam," wehrte der Alte ab, „'s gibt einen, dem Sie zu viel größerem Danke verpflichtet sind, als mir und meinen Jungens, der will aber seinen Namen nicht genannt haben. Ohne den, sag' ich Ihnen, wären wie niemals dazu gekommen, die Hallunken zu verjagen."

Dies erregte natürlich die allgemeine Neugierde in so hohem Grade, daß man darüber beinahe die Hauptsache vergaß. Der Walliser aber ließ sich durch die brennende Neugierde seiner Zuhörer, die sich durch deren Vermittlung nach und nach dem ganzen Städtchen mitteilte, nicht irre machen, sondern behielt sein Geheimnis wohlverwahrt bei sich. Als die Leute alles übrige in Erfahrung gebracht hatten, sagte die Witwe:

„Gestern abend las ich noch im Bett und schlief ein, so fest, daß ich von dem ganzen Spektakel gar nichts hörte. Warum haben Sie mich denn nicht aufgeweckt?"

„Na, das hielten wir für unnötig. Die Kerls kamen schwerlich wieder, das war so gut wie gewiß. Weshalb also Lärm schlagen und Sie unnötigerweise zu Tod erschrecken? Außerdem hab' ich meine drei Nigger für den Rest der Nacht als Wächter um Ihr Haus gestellt, Madam, die sind eben zurückgekommen."

Immer mehr Leute kamen, und die Geschichte mußte nochmals erzählt und wieder erzählt werden, und immer so weiter, einige Stunden lang.

Wie gewöhnlich an ereignisvollen Tagen war die Kirche — es war gerade Sonntag — frühzeitig und stark besucht. Das aufregende Ereignis wurde gehörig besprochen. Man erzählte sich, daß bis jetzt noch nicht die geringste Spur der Schurken aufgefunden worden sei.

Nach dem Gottesdienst ging Frau Kreisrichter Thatcher auf Frau Harper zu, als diese mit der Menge den Hauptgang der Kirche hinabschritt, und fragte:

„Meine Becky will heute wohl den ganzen Tag durch schlafen? Habe mir's doch gedacht, daß sie todmüde sein würde!"

„Ihre Becky?"

„Nun ja," bestätigte die Frau Kreisrichter mit erschrockenem Blick. „Die ist doch diese Nacht bei Ihnen geblieben?"

„Bewahre — nein."

Frau Thatcher wurde blaß und sank in den nächststehenden Stuhl, gerade als eben Tante Polly, mit einer Freundin sich lebhaft unterhaltend, daher schritt.

„Guten Morgen, Frau Kreisrichter, Morgen Sally Harper, hab' da wieder 'mal 'nen Schlingel, der nicht heimgekommen ist. Denk' mir, er wird über Nacht bei Ihnen

geblieben sein, bei der einen oder der andern. Fürchtet sich drum wohl in die Kirche zu kommen, hat ohnedies noch 'was bei mir im Salz liegen — ha, ha!"

Frau Thatcher, bläſſer als je, konnte nur leiſe verneinend den Kopf bewegen.

„Bei uns iſt er nicht", ſagte Frau Harper zögernd, ſie fing auch an ängſtlich zu werden. Eine plötzliche Furcht malte ſich in Tante Pollys Antlitz.

„Joe Harper, haſt du meinen Tom heute Morgen ſchon geſehen?"

„Nein."

„Wann haſt du ihn zuletzt geſehen?"

Joe verſuchte ſich zu beſinnen, konnte aber nicht ganz klar darüber werden.

Man war allmählich auf die beſtürzte Gruppe aufmerkſam geworden. Die Leute blieben ſtehen, ein Flüſtern ging durch die Menge, Unruhe und Sorge zeigte ſich in jedem Geſichte. Kinder und junge Leute wurden ängſtlich ausgefragt. Alle ſtimmten darin überein, daß niemand acht gegeben hätte, ob Tom und Becky bei der Heimfahrt dabei geweſen. Es ſei dunkel geworden und man habe nicht nachgeſehen, ob irgend jemand fehle. Ein junger Mann platzte endlich mit der Vermutung heraus, ſie ſeien am Ende noch in der Höhle.

Die Frau Kreisrichter wurde darauf hin ohnmächtig, Tante Polly weinte und rang die Hände.

Die Schreckenskunde flog von Lippe zu Lippe, von Gruppe zu Gruppe, von Straße zu Straße, und innerhalb fünf Minuten tönte wildes Glockenläuten vom Turme und die ganze Stadt war in Bewegung. Die nächtlichen Ereigniſſe verloren jegliches Intereſſe, Räuber und Mörder waren vergeſſen, Pferde wurden geſattelt, Boote bemannt, die Fähre flott gemacht, und ehe die Schreckensmäre eine halbe Stunde alt war, befanden ſich zweihundert Mann zu Waſſer und zu Lande auf dem Weg nach der Höhle.

Den ganzen langen Nachmittag hindurch ſchien das Städtchen wie ausgeſtorben. Viele Frauen beſuchten Frau Thatcher und Tante Polly, um ſie zu tröſten oder mit ihnen zu weinen, was beſſer war als alle Worte.

Die ganze lange Nacht hindurch wartete man im Städtchen auf Nachrichten, und als endlich der Morgen tagte, war nur zu hören: Schickt mehr Kerzen und ſchickt Lebensmittel!

Frau Thatcher war faſt von Sinnen, Tante Polly desgleichen. Der Kreisrichter ſandte von Zeit zu Zeit ein Wort der Hoffnung und Ermutigung aus der Höhle, Troſt aber brachte das nicht.

Der alte Walliſer kam gegen Morgen heim, mit Kerzentalg beſpritzt, mit Lehm beſchmiert, zu Tode erſchöpft. Er fand Huck noch immer auf dem Lager, das er ihm angewieſen; deſſen Geiſt erging ſich in wilden Fieberphantaſien. Da die Ärzte mit in der Höhle waren, ſo wußte er keinen beſſeren Rat, als die Witwe Douglas zu holen, die denn auch ſofort kam und ſich des Patienten liebreich annahm.

Im Laufe des Vormittags begannen ſich allmählich truppweiſe die erſchöpften Männer im Städtchen wieder einzufinden, während die Stärkeren draußen blieben, um weiter zu ſuchen. Alles, was man erfahren konnte, war, daß die entlegenſten Strecken der Höhle, die bis jetzt noch kein menſchlicher Fuß betreten, abgeſucht worden waren, daß jeder Winkel, jeder Spalt durchforſcht werde, daß man überall, wohin der Fuß ſich auch wende, im Gewirr der Gänge, Lichter hin und her huſchen ſehe, und daß fortwährend Rufe und Piſtolenſchüſſe in dumpfem Widerhall gegen die düſteren Felſenwände anſchlügen. An einer Stelle, weit von dem gewöhnlich begangenen Teil der Höhle entfernt, hatte man die Namen „Becky" und „Tom" mit Kerzenrauch auf der Felswand eingeſchwärzt gefunden und dicht dabei ein mit Talg beſchmutztes Stückchen Band. Frau Thatcher erkannte das letztere als ihrem Kinde gehörig und weinte heiße Tränen darauf. Sie ſagte, es ſei dies das letzte Zeichen, das ſie jemals von ihrem Kinde erhalten werde, daß kein Andenken ihr ſo koſtbar und teuer ſein könne, als dies kleine Stückchen Band, denn dies ſei das letzte, was ſich von dem geliebten, lebendigen Körper gelöſt, ehe der grauſame Tod gekommen. Man erzählte, wie einzelne hie und da in der Höhle ein fernes Lichtfünkchen entdeckten, um mit Jubel und Halloh und voller Hoffnungsfreudigkeit drauf los zu ſtürzen, aber ſtets folgte bittere Enttäuſchung: es waren nicht die vermißten Kinder, ſondern nur das Licht irgend eines anderen Mitſuchenden.

Drei ſchreckliche Tage und Nächte ſchleppten ihre endloſen Stunden über das Städtchen hin, und dieſes verſank in hoffnungsloſe, ſtarre Betäubung. Niemand hatte Luſt zu irgend etwas. Die eben erfolgte zufällige Entdeckung, daß der Beſitzer der Mäßigkeitsvereins-Herberge Spirituoſen hielt, machte kaum Eindruck, ſo furchtbar dieſe Tatſache auch ſein mochte. In einem lichten Moment ſuchte Huck die Rede auf Gaſthöfe im allgemeinen und dieſe Mäßigkeitsvereins-Herberge im beſonderen zu lenken, und fragte zuletzt zaghaft, das Schlimmſte befürchtend, ob irgend etwas dort entdeckt worden ſei, während er krank geweſen.

„Ja," beſtätigte die Witwe.

Mit wild ſtarrenden Augen fuhr Huck im Bett in die Höhe:

„Was — was denn?"

„Branntwein! — man hat die Herberge geſchloſſen. Leg' dich doch, Kind, — wie haſt du mich erſchreckt!"

„Sagen Sie mir nur noch eines, — nur noch eins, bitte, hat's Tom Sawyer gefunden?"

Die Witwe brach in Tränen aus.

„Still, ſtill, Kind, ſtill. Ich habe dir's doch ſchon geſagt, du darfſt nicht reden. Du biſt ſehr, ſehr krank." —

Alſo nur Branntwein war gefunden worden; hätte man das Gold entdeckt, wäre ein anderes Halloh entſtanden. Der Schatz war alſo verloren, — verloren für immer. Warum aber weinte die Frau? Sonderbar, was hatte ſie zu weinen?

Dunkel bahnten ſich ſolche Gedanken ihren Weg durch Hucks mattes Gehirn und machten ihn ſo müde, daß er drüber in Schlaf ſank. Die treue Pflegerin beobachtete ihn und flüſterte leiſe:

„Da — nun ſchläft er wieder, armer, kleiner Kerl. Ob Tom Sawyer den Branntwein gefunden hat! Großer Gott, wenn doch nur einer den Tom Sawyer ſelber finden wollte! Viele gibt's nicht mehr, die noch Kraft genug oder auch Hoffnung genug haben, um weiter zu ſuchen."

(Fortſetzung folgt.)

Stille Dichter.

Von Hans Gäfgen.

(Nachdruck verboten.)

Matthias Claudius.

Den Matthias Claudius ſollte jeder in ſeinem Bücherſchrank ſtehen haben, nicht, wo Hinz und Kunz im Prachtgewand und unberührt ihre Tage vertrauern, nein, unter den paar Büchern ſollte der Wandsbecker Bote zu finden ſein, zu denen man in ſtillen Stunden immer wiederkehrt, um immer wieder erquickt und beglückt zu ſein. Zu Mörike und Eichendorff gehört er, auch wenn er wieder ganz anders iſt, wie der Schwabe und Schleſier. Viel unmittelbarer, viel näher unſerm Herzen noch, ſo meine ich, müßte Claudius in ſeiner Friſche und Natürlichkeit ſein. Unſer vertrauteſter Freund kann nicht unmittelbarer, nicht ungekünſtelter zu uns ſprechen, als der Bote von Wandsbeck. Große Fragen, geiſtreiche Probleme, überhaupt alles, worüber der Verſtand der Heutigen gern und — fruchtlos grübelt, wird man bei Claudius vergeblich ſuchen. Was er gibt, iſt klare, reine Himmelsluft, blühenden Anger und ſchweigende Wälder. Iſt das nicht genug, wenn es geſchaut und erlebt iſt von einem gläubigen, von Menſchenliebe tief durchdrungenen Herzen? Wenn hinzukommt die Liebe zu Weib und Kind, die Freude an all den kleinen Dingen des Daſeins, aus denen Gott uns mild und tröſtend entgegenlächelt?

Wilhelm Raabe.

Du biſt der Dichter der Käuze, der Abſeitigen, der ſtillen, ſeltſamen Menſchen, die leiſe und unbeachtet durch ihre Tage ſchreiten und eines Abends vergehen, wie das Gras auf dem Felde.

Ihnen haſt du mit der ſtillen Lampe deiner Seele ins Herz geleuchtet und haſt in ſchlichten Worten von unvergänglichem Gute geſprochen, das du dort gefunden.

Viel Leid und Schmerz iſt in deinen Büchern. Aber die Menſchen, die da leiden, tun es auf eine beſondere Art, daß andere, die ihr Geſchick leſen, froh werden in ihrem Innern.

Immer wieder ſteigt aus dem dunklen See der Schwermut die weiße, leuchtende Roſe der ſtillen, innigen Freude. Und der Humor, der wahre Humor, der unter Tränen lacht, iſt in deinen Büchern.

Der Bürger, über den manche lächeln und ſpotten, der einfache Mann mit dem goldenen Herzen und dem kleinen Lebenskreis, in dem ſich Gottes ganze, herrliche Schöpfung ſpiegelt, iſt der Held deiner Werke.

Ruhe und Stille muß in der Seele tragen, wer den Zugang finden will zu deiner Kunſt. Es geſchieht zuweilen wenig, ſehr wenig bei dir, aber das Einfachſte golden deine Worte.

Zur Einfalt und innerlichen Größe leiteſt du den der ſich deiner Führerſchaft anvertraut.

An der Straße, wo Adalbert Stifter, Ludwig Richter, Eichendorff und Matthias Claudius den Weg weiſen, ſtehſt auch du und ſpendeſt dem Empfänglichen aus der Fülle deines Herzens Schätze, die nicht Motten noch Roſt freſſen.

Stille Menſchen lieben dich und fühlen ſich geborgen unter dem Fittich deiner reinen, reichen Seele.

Hausinschriften.

Sagt, die Hoffnung besserer Zeiten:
Wann beginnt sie?
Ach, sie fragt nach besseren Leuten;
Doch wo sind sie?

*

Willst du über deinen Bau nicht weinen
Baue nur mit eignen Steinen.

*

Plag' dich, ringe, sorg' und sinn' —
Ohne Gott ist kein Gewinn.

*

An einer Scheune in Hessen, die im Sommer 1915 gebaut wurde, steht, in den Balken eingehauen:

Erbaut ohn' Bier und Branntwein,
Soll diese Scheun' ein Zeugnis sein,
Daß Mauersmann und Zimmermann
Auch ohne Branntwein leben kann.

*

Das halte fest: Bei hellem Sonnenschein
Ist's leichte Kunst, getrosten Muts zu sein;
Doch ob ein Menschenherz ist stark und groß,
Das zeigt sich erst bei einem schweren Los.

M. U.

Bunte Chronik

* **Schwere Verbrechen eines französischen Arztes.** Ganz Paris beschäftigt sich augenblicklich mit dem Fall eines Arztes namens Bougrat aus Marseille, der verhaftet worden ist, weil er einen Kassierer getötet hat, der mit seiner Kassette während eines Dienstganges in seine Sprechstunde kam. Nach erfolgter Beraubung versteckte er sein Opfer in einem geheimen Wandschrank, den er hermetisch verschloß. Dort ist die Leiche stark verwest aufgefunden worden. Weiter hatte er versucht, einen Bekannten zu vergiften, der 20 000 Franken bei sich trug, indem er diesem während einer kurzen Abwesenheit Gift in das Weinglas schüttete. Der Betreffende entging dem Tode nur dadurch, daß er das Getränk unbemerkt wegschütten konnte. Es konnte nachgewiesen werden, daß der Arzt verschiedene seiner Patienten während einer Narkose beraubt hatte. Die Bevölkerung versuchte den Räuber und Mörder bei seiner Verhaftung zu lynchen. Trotz des polizeilichen Schutzes wurde er erheblich verletzt.

*

* **Das Ende der Welt im Gouvernement Wologda.** Nach Mitteilungen der Sowjetpresse hat sich schon seit Monaten eines Kreises des Gouvernements Wologda eine ungeheure Aufregung bemächtigt. Es war nämlich zwei „frommen Brüdern" Dmitri und Sergei gelungen, durch ihre Predigt des kommenden Weltunterganges die ungebildeten Bauern gänzlich aus dem Häuschen zu bringen. Als erster Termin war der Beginn des Jahres 1925 festgesetzt. Die Bauern fielen einander zu Füßen und baten einander um Vergebung ihrer Sünden; Vieh, Hausinventar, Getreide wurde nach allen Seiten verschenkt, wobei die beiden Brüder ihren Vorteil wahrten. Die Bauern schliefen wochenlang in Kleidern und Stiefeln, um beim ersten Erscheinen des Antichristen in den Wald zu flüchten und dort lebend gen Himmel gehoben zu werden. Als der Termin verstrich, hieß es, der Antichrist habe sein Erscheinen auf Ostern, dann, er habe es auf Pfingsten verlegt. Das Ganze ist ein starker Beweis für die Unbildung und den Aberglauben, die noch im russischen Dorf vielfach herrschen.

*

* **Die Detektivin.** Warum der Baron v. M. und seine Frau sich nach 25jähriger Ehe scheiden lassen wollten, hat niemand erfahren. Tatsache ist, daß beide die Trennung im Sinn hatten, dem anderen aber nichts zu sagen wagten und daher nach Scheidungsgründen suchten. Zu diesem wohllöblichen Zweck fahndeten beide nach einer Detektivin, und fanden beide — dieselbe, nämlich eine Frau Thoma aus Frankfurt. Diese erschien, wurde bestens empfangen, glänzend bewirtet und hatte innerhalb zwei Monaten so viel Material gesammelt, daß sechs Ehen davon hätten geschieden werden können. Aber nicht nur arbeitete sie für den Herrn Baron und gegen den Herrn Baron und für die Frau Baronin und gegen die Frau Baronin, sondern entlarvte den Inspektor eines benachbarten Gutes als Liebhaber der Tochter und den Verwalter des Barons als Kommunistenführer. Nebenbei ließ sie sich von den Auftraggebern Geld und Schmuck in großen Mengen geben, angeblich um die Richter und Staatsanwälte zu bestechen. Da es sich um bedeutende Beträge handelte, konnte sie sich mit einem abgebauten Beamten verheiraten und ein schönes Leben führen. Aber auch sie mußte die Nachteile der Ehe erkennen, eines Tages gab's einen heftigen Streit, in Verlauf dessen er ihr die Herkunft des Geldes vorwarf, so laut, daß Hausbewohner aufmerksam wurden. Anzeige, Anklage, Verhaftung, anderthalb Jahr Zuchthaus folgten einander auf dem Fuß. Das freiherrliche Ehepaar, das erst während der Verhandlung erfuhr, daß diese Frau für sie beide spioniert hatte (manche Menschen haben in der Tat eine lange Leitung) soll aus allen Wolken gefallen sein.

*

* **Was aus dem Fahrgeld wird.** Die Londoner Auto-Omnibusgesellschaft hängt in ihren Wagen Plakate aus, mit deren Hilfe sie den Fahrgästen klarmachen will, wofür sie das Fahrgeld bezahlen. Die Plakate haben die Form eines Kalenders, in dem die einzelnen Tage verschieden gekennzeichnet sind. So zeigen z. B. die ersten 40 Tage des Jahres das Bild eines Benzinbehälters; dadurch soll angedeutet werden, daß die Fahrgeldeinnahmen von 40 Tagen im Jahr für die Beschaffung des erforderlichen Betriebsstoffes (für die Motoren) verwendet werden. 222 Tage sind durch Hände bezeichnet. Es ist in England üblich, die Belegschaft eines gewerblichen Unternehmens nicht nach Köpfen (wie bei uns), sondern nach Händen zu zählen, und so soll denn die Bezeichnung der 222 Tage mit Händen besagen, daß die Fahrgeldeinnahmen von 222 Tagen für die Bezahlung der Löhne draufgehen. Für die Bereifung der Omnibusse genügen die Einnahmen von 10 Tagen. 15 Tage, die mit einer Krone bezeichnet sind, bringen die Steuern und Abgaben auf; 34 Tage müssen die Omnibusse betrieben werden, um die Ausgaben für Ersatzteile und sonstige Vorräte aufzubringen. „Verschiedene" Ausgaben verzehren die Einnahmen von 32 Tagen, und so bleiben denn nur die Einnahmen von 13 Tagen, die die Omnibusgesellschaft als Betriebsgewinn buchen kann. — Danach hätte das normale Jahr in England 366 Tage.

*

* **Die Hose auf Wachstum.** Herr Meyer in Berlin hatte eine Hose bestellt beim Schneidermeister Nobody, als sein Leibesumfang 125 Zentimeter betrug, die Hose wurde fertig, da maß Herr Meyer in Gegend des Gürtels bereits 135 Zentimeter. Natürlich kam er in die Hose nicht hinein und verklagte den Schneider. Am Tage des Termins war Meyer schon wieder dicker geworden und kam mit einem Metermaß von 150 Zentimetern zur Not noch aus. Vor Gericht probierte er die Hose an, die zur allgemeinen Heiterkeit an drei Stellen platzte. Vergebens suchte der Richter einen Vergleich herauszuholen, aber zwischen 125 und 147 Zentimeter ist eben ein zu großer Unterschied. Nach viel Geschrei und noch mehr Worten beantragten beide Teile Ladung eines Sachverständigen, der bekunden soll, ob eine elegante Hose stramm sitzen muß oder ob man sie (was Meyer verlangt, Nobody aber als seiner unwürdig ablehnte) „auf Wachstum" arbeiten darf. Die Hose kostete 60 Mark, der Prozeß bisher 200. Dafür bekommt man drei neue Hosen. Ja, wenn das „Prinzip" nicht wär'!

Lustige Rundschau

* **An Ort und Stelle.** „Haben Sie aber einen Dusel gehabt", sagte der alte Herr zu dem jungen Burschen, der mit einem ganzen Netz voller Forellen vorüberkam. „Sie können auf Ihre Erfolge stolz sein, junger Mann. Wo haben Sie die Fische aber alle her?" „Gehen Sie nur da den Weg runter, wo dran steht „Privat" und halten Sie sich immer nach rechts, bis Sie dahinkommen, wo steht „Unbefugten der Eintritt verboten". Ein paar Meter davon entfernt ist eine abgeteilte Stelle im Fluß und da steht: „Fischen verboten". Wenn Sie da angekommen sind, sind Sie richtig an Ort und Stelle."

*

* **Standesgemäß.** Bei einem Fest bei Emporkommers bemerkt ein Gast, daß Frau Emporkommer einen blonden Jüngling im Gespräch und beim Tanz besonders bevorzugt. „Ich glaube gar", meint der Gast scherzend zu Herrn Emporkommer, „Sie sind so tolerant und gestatten Ihrer Gattin einen Hausfreund zu halten." „Hausfreund?", erwidert gekränkt Herr Emporkommer, „wenn sich meine Frau schon was halten will, dann muß es mindestens ein Palastfreund sein."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H in Bromberg.